



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Festansprache zur Schlussveranstaltung des Chirurgenkongresses

31.05.1997

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.50.31

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-31933](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-31933)

Festansprache zur Schlußveranstaltung des Chirurgenkongresses
Kongreßhaus, 31. Mai 1997, 12 Uhr, Saal Tirol

Sehr verehrte Kongreßteilnehmer!

Wie ich die ehrende Einladung erhalten habe, hier vor Ihnen zu sprechen, haben mich die widersprechendsten Gefühle bewegt. Da war einmal die Verlegenheit, die mir die völlige Inkompetenz in Ihren Wissensbereichen verursacht. Diese Verlegenheit hat sich gesteigert, wie ich Ihr Tagungsprogramm durchgesehen habe – mit den unzähligen Problemen und Aspekten Ihres Wissens und Könnens, und der ganzen Dynamik des Forschens und des Vorwärtsdrangs der Wissenschaft, der in diesen Themen sichtbar wird. Bin ich da nicht ein Fremdkörper? Aber die freundliche Einladung Prof. Margreiters hat auch noch ein anderes Gefühl gegenüber Ihrem Stande ausgelöst: Das der Dankbarkeit. Ohne Ihre Kunst stünde ich nicht hier. Ohne Ihre Kunst könnte ich mit 75 Jahren niemals das Leben führen, das ich heute noch führe. Ohne Ihre Kunst könnte ich nicht mehr gehen, nicht mehr sehen – und viele andere menschlichen Vollzüge wären zumindest schwer gestört. Ich habe etwas von dem Segen abbekommen, der hinter diesen unzähligen nüchternen Vortragsreihen steht. Und ich kenne unzählige andere, die etwas von diesem Segen erfahren haben. Und so sehe ich diesen Saal nicht nur gefüllt mit Fachleuten, sondern mit Wohltätern. Diese Dankbarkeit erleichtert mir ein wenig den Schritt aufs Rednerpult. Und ich hoffe auch auf Verständnis, daß ich in dieser Schlußveranstaltung Ihrer Fachtagung gar nicht den Versuch mache, auf die vielen ethischen Probleme einzugehen, die sich heute in vielen Situationen vor dem Arzt auftürmen. Es gibt viele Fragen die aktuell werden, bevor das Skalpell oder der Laserstrahl in Aktion tritt, Fragen des medizinischen Ethos oder der sozialen Verantwortbarkeit, der Wahrhaftigkeit und des kollegialen Umgangs – und unzähliger anderer Herausforderungen des Gewissens. Ich bagatellisiere das alles keineswegs – aber ich weiß, daß es zur Beantwortung dieser Fragen auch tiefe Sacheinblicke in Ihre Welt braucht, die ich kaum habe. Aber ich möchte in dieser Schlußveranstaltung auch gar nicht als kasuistischer Ethiker oder Moralist auftreten. Ich bitte Sie um Verständnis dafür, daß ich einige andere Saiten des Daseins zum Klingen bringen möchte, die unsere grundsätzliche Position als Wissenschaftler, Arzt, Helfer und Mensch betreffen, ja die mich persönlich genau so betreffen wie Sie.

Am Ende dieses Jahrhunderts und des Jahrhunderts mit der dynamischsten Entwicklung der Menschheitsgeschichte hat ein Wettrennen begonnen, das an Dramatik und Spannung alle Stadien und Rennbahnen dieser Erde in den Schatten stellt. Was ist das für ein Wettlauf? Es geht darum, daß die Menschlichkeit den jagenden Fortschritt einholt. Es geht darum, daß das Humanum wieder Anschluß findet an die Erfindungen, Verbesserungen und Entwicklungen, die eine Barriere nach der anderen überspringen. Es geht darum, daß das Herz wieder Anschluß findet an den Siegeszug des nur-technischen und nur-wirtschaftlichen Denkens. Das ist unser aller Problem. Es ist sicher auch das Ihre. Eigentlich gibt es viele Gelegenheiten, bei denen das auch ausgesprochen wird. Es gibt Warner und Propheten, Denker und Dichter, Künstler und Theologen, und sehr viele einfach im praktischen, aufreibenden, modernen, beanspruchenden und zerfransenden Leben stehende Menschen, die das spüren und ahnen. Es gibt auch eine Flut von anthropologischer Literatur, die man hier einordnen könnte. Und es gibt am Ende dieses Jahrhunderts viel mehr davon als am Anfang, als die Fanfaren des Fortschritts noch den Triumphmarsch bliesen. Man hält heute oft inne. Man schüttelt den Kopf und fragt sich: Whin soll denn die Reise gehen?

Am Ende unseres Jahrhunderts verstärken sich diese Einsichten. Es scheint das antike Sprichwort wahr zu werden, das von der Eule, dem Symbol der Weisheit, gesagt wurde: „Der Vogel der Minerva beginnt seinen Flug in der Dämmerung ...“ In diesem Falle in der

Dämmerung des Jahrtausends, wenn es dämmt, kommt die Besinnung. Diese Einsichten, die für uns so wichtig sind, möchte ich etwas vertiefen.

Die Kultur des leisen Erlebens

Es gibt kein Werterfassen ohne Gemüt. Unser heutiger Way of Life zwingt uns sehr oft, Gefühle zu vernachlässigen, zurückzudrängen oder gar nicht aufkommen zu lassen. Selbst bei Berufen, die dem Menschen dienen, muß man ein hohes Maß von Sachlichkeit bewahren und kann sich nicht einfach Gefühlen hingeben.

Und zu dieser berufsgeborenen Sachlichkeit kommt auch noch die administratorische und bürokratische Überlastung. Aber unter dem Strich spüren wir dann doch, daß jenes Fühlen, das die tragenden Lebenswerte erst wahrnimmt, verkommt oder verkümmert. Es geht uns wie dem alten Indianer, der zum ersten Mal im Leben in einem Auto mitfahren durfte und nach 30 km aussteigen wollte. „Was hast du?“, haben sie gefragt, „ist dir schlecht?“ – „Nein“, hat er gesagt, „ich muß nur warten, bis mein Herz nachkommt ...“ Hier symbolisiert der schnelle Wagen und das langsamere Herz das große Wettrennen unserer Zeit.

Dem Menschen der Überzivilisation geht das Erleben in gemüthafter Tiefe ab. Alles echte Erleben braucht Zeit, lebenstragende Gefühle brauchen überhaupt den Faktor T, Tempus. Sie sind nicht so einfach machbar und manipulierbar. Sie müssen wachsen, sie brauchen Zeit zum Blühen. Aber wir leben heute vielfach von Knopfdruckerlebnissen: Ein Knopfdruck – Beethoven, ein Knopfdruck – Thriller, ein Knopfdruck – Musikantenstadl. Die Bilder haben das hektische Huschen entwickelt. Das physiologische Auge wie das Auge des Geistes verlernen das Verweilen. Der ständige Run durch die Sensationen bringt das nicht, was er verheißt hat. Wir leben und erleben zu schnell.

Wir erleben auch zuviel. Die Multiplikation der Genüsse, die der Wohlstand erlaubt, vermehrt nicht ihre Intensität. Das Gipfelerlebnis nach langem mühsamen Anstieg ist viel tiefer als das mehrfache mit dem Lift. Viele unserer Erlebnisformen sind zu laut. Das gilt nicht nur vom Lärm, der uns umgibt. Laut können auch Farben sein, Sinnenreize, Derbheiten und Grobianismen der Sprache, Lasergewitter in der Disco. Es trillert laut durch die abendlichen Fernsehprogramme.

Wir erleben aus zweiter Hand. Wir erleben nicht so sehr ursprüngliche Natur, sondern selbstgebaute Welten. Der große Schweizer Anthropologe Portmann hat schon vor Jahrzehnten gesagt – es sei eine der wichtigsten Aufgaben für die Zukunft, den überzivilisierten Menschen auch wieder in Kontakt mit der ursprünglichen Natur zu bringen ... Es ist nicht dasselbe, ob ich nur passiv mir Erlebnisse besorge und konsumiere, oder ob ich mit einer gewissen Mühe und Geduld am Zustandekommen eines Erlebens selbst beteiligt bin, wie etwa beim Spielen eines Instruments.

Eine Einbuße an Gemüt bringt auch die Vermassung, die Urbanisierung. Im anglo-amerikanischen Raum gibt es eine ganze Bibliothek von Untersuchungen zu dem Phänomen, daß mit zunehmender Urbanisierung die Empathie, die Einfühlung in den anderen Menschen abnimmt. Daran ändert auch die hochentwickelteste Kommunikationstechnik nichts.

So ist das Gemüt vielfach bedroht. Und damit ist eine unmittelbare Bedrohung des Humanen gegeben. Wie sagt die forensische Psychologie? „Der Gemütsarme ist der Gewissenlose ...“

Und weil wir alle diesen Strömungen und Trends ausgesetzt sind und andererseits dieser belastenden, beanspruchenden Welt nicht entinnen können, wage ich für Menschen Ihres Standes und Ihres konzentrierten Herausgefordertsein ein Plädoyer für eine Kultur des leisen Erlebens.

Ich habe in Innsbruck Chirurgen kennengelernt, die im Quartett Violine spielen, die sich Zeit für ein Konzert nehmen, die Gedichte schreiben oder zu Hause literarische Abende veranstalten, denen man auf den einsamen Bergwegen begegnet, die heimatkundliche

Interessen pflegen oder den Platz an der Orgel einnehmen ... Ich glaube, daß man bei einem Beruf wie dem Ihren solche Räume braucht.

Und wo immer das leise Erleben Platz greift, kommt man an den Rand der Dinge, vielleicht zunächst dadurch, daß nur die Frage des Schriftworts auftaucht: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? Aber wer in das leise Erleben eindringt, gerät fast notwendig in den Bannkreis des Mysteriums.

Manchmal müssen wir an der Optik der Kamera drehen ...

Es gibt in unserer Zeit für den überbeschäftigten Menschen noch eine andere Gefährdung der Grundgestimmtheit der Seele. Es gibt nicht nur einen Verlust an Gemütsstiefe – weil die gesunde Emotionalität zu kurz kommt – es gibt auch so etwas wie einen Verlust von Gemütsweite, so etwas wie eine Verarmung an positivem Weltgefühl. Philipp Lersch, der Altmeister der anthropologischen Psychologie, hat dieses Weltgefühl als den Ort der Seele beschrieben, aus der sie Sinn und Gehalt empfängt.

Vielleicht darf ich die Situation mit einem Vergleich nahebringen:

Jeder Fotograf weiß, daß die immer raffinierteren Optiken der Kameras uns befähigen, ganz nahe an das Detail heranzugehen. Wir können die Optik auf „nah“ drehen, so daß es gelingt Spinnenbeine, Mückenrüssel und Staubgefäße auf den Film zu bannen, und mit Speziallinsen können wir das Spiel noch verfeinern. Allerdings, wenn wir uns so auf das Detail konzentrieren, verschwindet der Hintergrund. Auf den verzichten wir. Landschaft, Wiesen, Bäume, Berge, Wolken, Himmel – das alles verschwimmt zu undeutlichen Flächen ohne Farbe und Form. Das Bild hat nur Vordergrund, keine Horizonte mehr.

Ist es nicht so, daß unsere Zeit uns zwingt, mit der Optik unseres Geistes Ähnliches zu machen? Drehen wir nicht ständig die Optik von Geist und Herz auf Vordergrund? Konzentrieren wir uns, umspült und umflutet von einer vordergründig orientierten Welt, nicht immer und immer wieder auf das Naheliegende, das Erfassbare, Berechenbare, Meßbare, Definierbare, in naturwissenschaftlichen Formeln beschreibbare, Evaluierbare, statistisch Nachzuweisende? Ist es nicht so, daß sich in fast allen Berufen (auch in meinem) das Leben und seine Problematik ständig in noch kleinere Details und Spezialisierungen aufsplittert, in Berge von ständig in noch kleinere Details und Spezialisierungen aufsplittert, in Berge von Mosaiksteinchen der Erkenntnis, die man kaum mehr zu einem Bild zusammensetzen kann? Und ist es nicht so, daß wir ständig verlockt werden, auf vordergründige Bedürfnisse einzusteigen, wie das die Werbung in einer Permanentberieselung tut? Trimmt man uns nicht recht einseitig auf das Vordergründig-Genußreiche, Angenehme, Modische, Vorteilhafte, Nützliche, Gewinnbringende? Es ist ja nicht so, daß wir allein diese Drehung der Optik besorgen – da drehen und manipulieren viele mit.

Ich brauche hier ja nicht auszuführen, daß dieser Trend der Zeit im Raum der Wissenschaft die ständige Bedrohung der Universitas bedeutet, einer gewissen Gesamtschau. Man kommt natürlich der fortschreitenden Spezialisierung auch gar nicht aus. Ich habe gehört, daß in den Zentralcomputer der Medizin in den USA täglich eine fünfstellige Zahl neuer Informationen eingespeichert wird. Wir sind gezwungen, in den wachsenden Schutthalden spezieller Erkenntnisse zu wühlen – es hängt ja der Fortschritt der ärztlichen Kunst sicher wesentlich damit zusammen. Es geht also nicht um ein Aussteigen aus dieser Welt.

Aber es gibt im Menschen eine Sehnsucht, die fast unstillbar zu sein scheint. Es gibt ein Verlangen, einen Drang nach Zusammenschau, nach Horizonten, nach einem sinnstiftenden Ordnungsgefüge des Seins, nach einer Großlandschaft des Wirkens und Lebens. Alle großen Geister der Weltgeschichte, alle großen Wissenschaftler, Denker und Forscher – ob gläubig oder ungläubig, in allen Sparten der Erkenntnis, bauen auf irgendeiner Weise, ob bewußt oder unbewußt, doch an einer Kathedrale, einer Architektur des Geistes, einer Ordnung der Gedanken, einem Sinngefüge ihres Suchens. Goethe hat diese Sehnsucht in seinem Gedicht „der Türmer“ zum Ausdruck gebracht:

„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt,
dem Turme verschworen – gefällt mir die Welt ...“

Hier ist es eindrucksvoll gesagt. Übrigens gibt es zu diesem Phänomen auch einen sprachlichen Zugang. Er betrifft das Wort „Theorie“, das in unserem heutigen Empfinden ja einen Grauschleier hat, den des Konstrukts oder eines vorläufigen Erklärungsversuchs, der aber oft mit einer Distanz zur Realität belastet ist, eben im Sinne des Sprichworts „grau ist alle Theorie ...“ Aber in der griechischen Sprache ist „theorîa“ und „theásthai“ etwas anderes als etwa „blépein“. „Blépein“ heißt sehen, wahrnehmen, registrieren, bemerken. Theorîa aber bedeutet „Schau“. Das Wort wird vom Theater gebraucht und von den Göttern im Olymp. Im Wort „Theoria“ schwingt etwas Visionäres mit, es ist Sehen mit Hintergrund, **S**ehen mit Nachdenklichkeit.

Ein Stück vom „Türmer“, ein Stück „Theoria“ im Sinn von Gesamtschau, ein Stück von einem positiven Weltgefühl der Weite braucht der Mensch zum Glücklichein. Es ist ein Stück seiner inneren Motivation für das Detail des Alltags. Er braucht es für die nötige Distanz zu diesem Detail, ja man kann sagen – diese verborgene Weite in der Seele ist wahrscheinlich auch der Hintergrund eines befreienden Humors, einer Heiterkeit, die den Ernst des Lebens keineswegs vernachlässigt.

Und darum wage ich in dieser Stunde ein zweites Plädoyer für den Lebensstil von Vielbeschäftigten:

Von Zeit zu Zeit müssen wir an der Optik unseres Herzens und unseres Geistes drehen, damit nicht nur Insektenfühler und Blattstrukturen sichtbar sind, sondern auch Wiesen und Bäume, Wälder und Wolken, Höhenzüge, Himmel und Horizonte. Auf der Optik der Kamera deutet diese Richtung der liegende Achter an – das Zeichen für „unendlich“. Wir müssen die Optik unserer Seele manchmal auf „unendlich“ drehen und den Vordergrund, mit dem wir uns beschäftigen müssen, etwas zurücktreten lassen. Und es ist hier wie bei der Frage der Tiefe des Fühlens, dem Seelengrund des Gemüts: Dort kommt unweigerlich die Frage nach dem Letztsinn zum Zug, nach letzter Geborgenheit und oder Ungeborgenheit, nach dem Sich-Einlassen auf das Mysterium – oder deutlicher – die Frage nach Glaube und Religion. Auch hier, beim Kameragleichnis, ist der liegende Achter symbolträchtig: Das große positive, bejahende Weltgefühl ist mit Empirie und Datenverarbeitung nicht zu erreichen. Es gibt Werthorizonte, die nur die Linse der Gläubigkeit wahrnimmt.

Sie wissen, daß ich als Bischof natürlich der Vertreter einer bestimmten gläubigen Weltsicht bin. Die ist niemandem aufzuzwingen. Aber ich glaube und hoffe, daß die meisten von Ihnen doch bei diesem zweifachen Appell für den vielgeplagten, überbeanspruchten Menschen von heute mitgehen können: Bei meinem Plädoyer für das leise Erleben und für den Versuch, hie und da die Kamera des Herzens auf „unendlich“ zu drehen.